

zu seinem Zwecke habhatt werden konnte. In bunter Folge hören wir da von Volksfesten und Schauspielen, Translationen, Umzügen, Jubiläen, von der technischen Herstellungsweise der Reliquienfassungen, aber auch von Bruderschaften und Kongregationen, von Missionen und Kolonisationen, von Glaubensspaltungen und Kriegen, kurz von allen kultur- und kunst-historischen Ereignissen, soweit sie die Kenntnis über den zum Ziel gesteckten Gegenstand erweitern können. Eigentümlich berührt es allerdings, ein so reichbewegtes, vielgestaltiges Leben so gewissenhaft, mechanisch fast in einen örtlich und zeitlich so enggepressten Rahmen eingezwängt zu sehen; eine zugleich sachliche Anordnung, vielleicht auch nach Bistümern, hätte der Arbeit wohl ein viel organischeres Gepräge verliehen und den Leser nicht gezwungen, sich fortwährend zwischen den disparatesten Dingen, von einer Ecke der Schweiz zur andern hin- und herzubewegen. Die ausführliche Einleitung, welche vorausgeschickt ist, enthält in schlichter Form wertvolle Abhandlungen über die Quellen und Reliquien überhaupt als willkommene Zugabe zur eigentlichen Edition. *Sine ira et studio* hat hier ein nüchterner Forscher die Beiträge niedergelegt, welche die Lokalgeschichte über Urkunden, Verzeichnisse, Festschriften und Sammelbücher auf der einen, über Charakter, Herkunft, Echtheit, Aufbewahrung und Verehrung der Reliquien auf der andern Seite zu bieten vermag. Trotzdem wäre es ihm nicht verwehrt gewesen, auf das zwar heikle Thema über die bedenklichen Märtyrerkriterien, welche man in den jüngstvergangenen Jahrhunderten bei der massenhaften Versendung der Gebeine aus den hl. Gräbern anzuwenden pflegte, des Nähern einzugehen. Darf es doch heute als ausgemacht gelten, dass Palme und Blutampulle an den Gräbern keine untrüglichen Zeichen des Martertodes, letztere vielmehr meist Riech- oder Essenzfläschchen zum Niederschlag der Verwesungsmiasmen sind. Durch solche Enthüllungen wird der Glaube des Volkes nicht erschüttert, schon deshalb, weil nicht alle Märtyrergäber kenntlich gemacht sind, und von den ersten Christen gar viele für uns als Heilige im Himmel bitter, die nicht das Glück hatten, für Christo zu leiden und zu sterben.

Dr. J o s. S c h m i d l i n.

Endres, *Das St. Jakobsportal in Regensburg und Honorius Aagostonensis.* Beitrag zur Ikonographie und Litteraturgeschichte des 12. Jahrh. s. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung, 1903. 78 S.

In feinsten Ausstattung, mit 15 prächtigen Abbildungen versehen, betritt diese Schrift das archäologische Forum, ein Beweis für den scharfsinnigen Fingergeist wie für die Darstellungsgabe des Verfassers. Sie zeigt so recht wieder, wie eng sich Archäologie und Litteraturgeschichte berühren und durch Austausch ihrer Resultate ergänzen sollen: nicht nur weil die Kunst ihren theoretischen Niederschlag in der Litteratur, und die Litteratur ihren ästhetischen Reflex in

der Kunst gefunden, wie es jüngst Sauer in seiner Symbolik des Kirchengebäudes an einem Beispiel trefflich erläutert hat, sondern auch weil ein verständnisvolles Vergleichen der beiderseitigen Geistesprodukte oft die überraschendsten Aufschlüsse gewähren kann, wie es im vorliegenden Falle geschehen ist. Schon methodologisch ist darum diese Untersuchung von hohem Interesse. Im Vorwort erzählt uns der Verf. die Genesis seiner Entdeckung. Lange hatte er als Kunsthistoriker über die Bedeutung des herrlichen Trunkportals der alten Schottenkirche seiner an historischen Erinnerungen so reichen Stadt umsonst nachgebrütet, so oft ihn der Weg an diesem Prachtwerk vorbeiführte. Es war wie eine Eingebung, als er auch bei seinen litterarischen Studien der St. Jakobspforte gedenken musste, da sein Blick auf die Stelle „Pessulum ostii mei aperti dilecto meo“ im Hohenliedkommentar des Honorius fiel. Unter Zuhilfenahme anderer Kommentare hatte er bald festgestellt, dass die rätselhaften Skulpturen nichts anderes sind als eine Darstellung jenes alttestamentlichen Hochgesanges, wie ihn das gläubig fromme Gemüt des dichterischen Mittelalters nachfühlte. Das Resultat dieser Forschungen teilt uns das Buch mit. So ist es mit einem Schlag gelungen, nicht nur für das hochbedeutende Kunstwerk, das bisher allen Erklärungen trotzte, eine ziemlich befriedigende Deutung zu finden, sondern auch einen neuen Strahl zu werfen auf einen merkwürdigen Mann, der in der Litteraturgeschichte des ganzen Mittelalters eine ungemein wichtige Rolle gespielt hat, und über den man immer noch sehr wenig weiss, Honorius von Autun, den berühmten Verfasser des grossen Speculum. Dadurch dass die Widmung seines Kommentars an Gregor I., den Abt des Schottenklosters und Erbauer des Portals, in hohem Grade wahrscheinlich gemacht worden ist, treten namentlich die Beziehungen des Unbekannten von Autun zur alt ehrwürdigen Donaustadt in ein helles Licht; absolut stringent erscheint uns der Nachweis allerdings nicht. Nicht minder scheint uns die Anwendung auf die einzelnen Teile der Darstellung zuweilen gerade in Hauptzwecken zu versagen oder in Verschwommenheit sich zu verflüchtigen. Mag auch der einheitliche Charakter der Schrift durch die Verknüpfung zweier scheinbar durchaus heterogener Elemente eine kleine Einbusse erleiden, so finden wir doch eben darin das Bedeutungsvollste an derselben.

Dr. Jos. Schmidlin.

Gelzer, Prof. Dr., *Pergamon unter Byzantinern und Osmanen.*

Aus dem Anhang zu den Abhandlungen der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1903. Berlin 1903, Verlag der Kgl. Akad. der Wissensch. 102 SS.

Diese Monographie entwickelt von der Attalidenstadt ein höchst abwechslungsreiches und interessantes Bild im christlichen Zeitalter. In den